In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 218 Posen, den 22. September 1929 3. Jahrg



(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Das Aufwärmen ist sonst nicht meine Art. Diesmal geht es nicht anders. Dein Erinnerungsvermögen wird hoffentlich nicht gelitten haben. Also . . . da war das Pöstchen deiner Spielschulden mit etwa zwanzig Mille. Die Einrichtung deiner kleinen Junggesellenwohnung, in der du dich, hoffentlich auch jetzt wieder, sehr wohl und behaglich fühlst . . mit zehn Mille. Alte und neue Schulden bei Schneider usw. . . . mit fünf Mille . . . und schließlich der letzte und größte Posten, der vor deiner Verlobung beglichen werden mußte . . . mit rund fünfzehn Mille . . ."

„Ganz recht, und ich stehe nicht an, dir heute deswegen Vorwürfe zu machen. Du hättest nichts für mich bezahlen dürfen. Hättest es ruhig darauf ankommen lassen müssen, ob ich mir allein zu helfen vermocht hätte . . ."

„Diese Ansicht von dir ist . . . sehr jung. Und dich rund heraus für undankbar zu erklären . . . dazu bin ich nicht sentimental genug."

„Du hast ja auch deine Gegenrechnung aufgemacht." Ihm war, als stände er an des Toten Statt . . . zu seinem Streiter bestellt.

„So kraß empfindest du deine Verlobung mit meiner Tochter? Deine Einsicht kommt etwas spät!"

„Denke über dich selbst nach! Erging es dir nicht auch so, daß es erst eines Anstoßes — eines Wachrüttelns bedurfte, ehe du zur klaren Einsicht kamst?!"

„Mir will scheinen, als habe der Aufenthalt in der Klinik dies bei dir besorgt."

„Möglich! Jedenfalls habe ich genügend Zeit gehabt, über alles nachzudenken!"

„Und hast beschlossen?"

„Erst mal meine Wohnung aufzugeben. Sie ist viel zu teuer für mich. Mir werden ein oder zwei möblierte Zimmer völlig genügen. — Die gesamte Einrichtung — auch die beiden alten, kostbaren Stiche darf ich dir zur Verfügung stellen . . ."

„Ich muß sagen, daß du dich durch die Krankheit in der Tat bewunderungswürdig gehäutet hast. Aber . . . höre, könntest du dich nicht entschließen, zu uns — in mein Privathaus zu ziehen? Im zweiten Stockwerk stehen drei schöne Räume völlig unbenutzt. Ich habe ohnehin gedacht, sie Anita und dir einmal nach der Heirat, sozusagen als Absteigequartier für Berlin zur Verfügung zu stellen. Denn meinen Lieblingsgedanken, dein ehemaliges Elterngut für dich und deine spätere Familie zurückzuerwerben, werde ich, sobald die Firma wieder mobil ist, ausführen."

Jürgen von Kerst fühlte, daß ihm der Angstschweiß ausbrechen wollte. Was er sich vorgenommen, durfte er keinen Augenblick außer acht lassen. Die Auflösung seiner . . . Verlobung mit dieser . . . zurzeit, gottlob! abwesenden Anita blieb als erste Bedingung bestehen.

„Es ist sehr freundlich von dir gedacht. Jedoch ich vermag es nicht anzunehmen . . ."

„Was hindert dich daran . . .?"

„Meine . . . Ehre!"

„Ach . . . sieh mal an. Das ist erfreulich. Die Ehre hast du dir also . . . nicht abgewöhnt? Sonst hätte ich auch deutlicher werden müssen."

„Darf ich bitten, es trotzdem zu sein!"

„Es wäre verfrüht. Schieben wir es getrost auf. Erfordert es die Notwendigkeit, werde ich, des sei sicher, nicht damit zurückhalten."

„Ich habe also — ohne Zinsen — ungefähr vierzigtausend Mark Schulden bei dir? Solche Ausstände kann sich eine Firma nicht leisten."

„Richtig gerechnet. Mit Zins und Zinseszins kämen gegen fünfzigtausend Mark zusammen, denn, nicht wahr, wir sind doch nun mal Kaufleute, die einen dieser Zeit angemessenen Zins in Rechnung stellen müssen."

„Ganz deiner Meinung . . . Darf ich dir sogleich diese . . . fünfzigtausend Mark zurückerstatten? . . . Alsdann, wirst du mir einwenden, sind die Möbel mein Eigentum. Mir fehlt aber jede Verwendung für sie. Du tätest mir durch ein Unterstellen in den vorhin von dir erwähnten drei Räumen deines Hauses einen riesigen Gefallen."

„Du beabsichtigst dich also — um es klar heraus zu sagen, von mir und meiner Familie loszukaufen?"

„Darf ich jetzt erst mal meine Schuld an dich in bar abtragen? Nachher stehe ich dir zu jeder Auskunft zur Verfügung."

„Sieh mal an . . .! Das Geld ist auch schon bereit. Wie sicher mußt du deiner Sache gewesen sein. Nun ja . . . die mißliche Lage der Firma . . Sonst hättest du es wohl kaum gewagt . . ."

„Wie? Schulden zu bezahlen? Ich bitte dich. Wie tief mußt du mich eingeschätzt haben."

„Zu hoch, mein Junge . . . viel zu hoch. Und dennoch . . nun es einmal geschehen ist, läßt sich's gerade jetzt nicht abändern. Aber ich nehme das Geld von dir an. Natürlich gegen Quittung, denn Schuldscheine habe ich dir niemals abverlangt."

Jürgen von Kerst hatte der Brieftasche ein Bünde. Scheine entnommen und begann sie P. A. Krumbholz vorzuzählen.

„Ich nehme an, daß dir das Bargeld im Augenblick das Angenehmste wäre."

Krumbholz zählte stumm mit.

„Du hast dich geirrt . . es sind sechzigtausend Mille mein Junge."

„Du hast die Zinsen niedriger als üblich unter Kaufleuten berechnet . . . Es stimmt schon . . ."

Die Empfangsbestätigung ruhte an Stelle der Scheine in Kersts Portefeuille.

. . . Hinter P. A. Krumbholz Stirn arbeiteten die Gedanken mit fieberhafter Eile. Keiner von ihnen verrechnete sich. Mit der Hälfte dieser Summe konnte er eine der kleinsten und gerade deswegen wichtigsten Verbindlichkeiten befriedigen . . . sowie noch ausstehende Forderungen, deren Ausfall schon genügend zur Verhetzung Anlaß gegeben, an die Angestellten und Arbeiter begleichen. Von diesen letztgenannten Schuldnern standen nämlich weder Nachsicht noch Mitgefühl zu erwarten. Krumbholz wußte noch von der eigenen Lehrzeit her sehr genau, daß bei solchen und ähnlichen . . . Unpünktlichkeiten ausnahmslos eine Böswilligkeit des Chefs angenommen wurde. Das verstand sich sozusagen von selbst — war nicht nur das gute Recht jedes Arbeiters, sondern auch eine moralische Pflicht gegen sich und die sonst in Not geratende Familie. — Von dem noch übrigen Geld konnten neue Einkäufe getätigt werden, welche die wankende Kreditfähigkeit der Firma, mußten sie sich auch selbst in sehr bescheidenen Grenzen halten, unfehlbar heben würden.

„Sei versichert, daß ich diese sechzigtausend Mark nicht als Tilgung, sondern als Darlehn betrachten werde," sagte er herzlich. „Du hast dich in punkto Zinsberechnung mehr als nobel erwiesen. Gewuchert habe ich nie. Das weißt du ganz genau. Ich werde nicht hinter dir zurückstehen."

Jürgen von Kerst hob die Hand, als wolle er nun endlich für sich — für das Letzte und Wichtigste nämlich, das er zu sagen hatte, um Gehör bitten.

„Und nun will ich dir auch die anderen, von dir noch nicht ausgesprochenen Fragen beantworten. Du weißt selbstverständlich, daß ich auch deiner Tochter nicht geschrieben

habe, trotzdem ich dazu in der ersten Zeit — auch vor meinem Zusammenbruch — imstande gewesen wäre.

„Es ist mir bekannt. Nicht durch Anita, sondern durch meine Frau.“

„Anita hat ihre Schlüsse daraus gezogen?“

„Das vermag ich dir beim besten Willen nicht zu sagen! Auf dem Beichtfuß steht Anita nicht mit mir. Hat dir Ruth übrigens von Anitas Unfall erzählt?“

„Sie schonten mich dauernd . . .“

„Richtig! Da bitte sie, es nachzuholen. Ich bin als solcher Berichterstatter zu ungeübt. In größeren Zügen: Sie geriet unter einen Kraftwagen und hatte ziemlich lange mit einem Nervenchock zu tun.“

„Aber . . . jetzt . . .!“ Kerst stockte und schwieg, ohne seine Frage zu vollenden.

„Wiesbaden wird ihr hoffentlich gut tun. Nicht zum mindesten — — — dein Brief, den sie nun wohl endlich demnächst erhält.“

Kerst gab sich einen Ruck. Seine klaren, treuen Augen wurden dunkel vor verhaltener Erregung.

„Ich gedenke nicht mehr . . . an deine Tochter zu schreiben!“

„Hm.“

„Ich beabsichtige — sobald deine Firma meine Dienste nicht mehr unbedingt nötig hat, Berlin zu verlassen . . .“

„Hm . . .“

„Sei so gütig und teile ihr das alles mit . . .“

„Bitte . . . und was noch außerdem? Du mußt mir doch deine Gründe nennen!“

„Gründe? — Ich . . . liebe . . . eine andere.“

Krumbholz' kleine, scharfe Augen bohrten sich in das Gesicht seines Gegenübers.

„Das ist dir in den letzten Jahren, soll heißen, solange ich dich kenne, des öfteren geschehen, ohne daß wir es just deiner richtigen Braut offiziell mitgeteilt hätten.“

„Diesmal darf ich es ihr nicht verschweigen.“

„So tief sitzt es?“

„Ja . . .“

„Dennoch kann ich dich nicht von deinen älteren Pflichten entlasten.“

Solange war Kerst äußerlich ruhig geblieben. Jetzt fuhr er auf. Der Zorn flammte ihm rot über das Gesicht und ließ die Nase noch schärfer hervortreten.

„Du wirst wissen, daß sich kein Mann von einer solchen . . . irrtümlich von dir als Verpflichtung bezeichneten . . . Fessel unglücklich machen läßt. Ich wenigstens werde es nicht tun. Willst du ihr diesen, meinen unabänderlichen Willen nicht mitteilen . . . gut . . . so werde ich es selbst tun, und zwar noch heute . . .“

Auch Krumbholz hatte sich erhoben. Er spielte seinen letzten Trumpf aus.

„Hier — an dieser Stelle, hast du mir vor achtzehn Monaten dein Ehrenwort gegeben, daß du meine Tochter auch . . . heiraten wirst, nachdem das zwischen euch Vorgefallen war. Hältst du es nicht, so werde ich dich unmöglich machen. Zwar ist die Zeit der Duelle vorbei. Damit aber nicht zugleich die Folgerung, daß ein Ehrloser — einer, der solch gegebenes Wort bricht — kein Lump mehr wäre . . . Ich habe dir damals dies Ehrenwort nicht abverlangt. Freiwillig hast du es mir gegeben. Oder . . . solltest du wirklich die Stirn haben, gegen meine Behauptung zu streiten? Wage es nur. Ich besitze deine schriftliche Bekräftigung.“

Jürgen von Kerst wandelte ein Gefühl der Ohnmacht an. Nur mit äußerster Anstrengung hielt er sich aufrecht. Er glaubte jetzt zu verstehen, warum dem wahren Jürgen von Kerst trotz seines hohen Spielgewinns nur die Kugel übriggeblieben war, und begriff im selben Augenblick die furchtbare Härte, die befiehlt, daß „ein Erbe anzutreten“, nicht allein heißt, tatsächlichen nutzbringenden Nachlaß hinzunehmen und zu genießen, sondern auch und vor allen Dingen „Verpflichtungen als Erbe zu übernehmen und auszuführen“. Verpflichtungen, die der Erblasser . . . als unerfüllte hinterließ.

7.

Zwei Wochen später hatte Jürgen von Kerst das elegante Junggesellenheim wirklich aufgegeben. Die darin herrschende Note paßte nicht zu ihm. Ja, sie bedrückte ihn allmählich so sehr, daß er daraus die Verschiedenheit in Wesen, Geschmack und auch wohl Charakter zwischen seinem . . . Vorgänger und sich selbst, feststellte. Eben diese Verschiedenheit, die auszugleichen eigentlich die Pflicht der Klugheit gewesen, ließ ihm den Aufenthalt in den übertrieben elegant ausgestatteten Räumen unerträglich werden.

Die an sich ausgezeichneten Kopien einiger Rubensscher Frauengestalten brachten ihn durch den leuchtenden Ton ihres Fleisches — die Ueppigkeit der Formen und den nämlichen, halb sinnlichen, halb demütig erwartungsvollen Ausdruck ihrer fetten, rosigen Gesichter beinahe zur Raserei.

Ohne noch einmal mit P. A. Krumbholz davon zu sprechen, mietete er in Charlottenburg in unmittelbarer Nähe des Lietzensees, bei einer ältlichen, vornehmen Frau, zwei möblierte Räume. Diese Vermieterin gefiel ihm fast mehr, als die zukünftige Wohnung. Sie war wenig beredet, hatte einen leidvollen Zug um den Mund und einen mütterlichwarmen Schein in den klugen Augen.

Krumbholz glaubte nicht an die Ernsthaftigkeit der Wohnungsaufgabe. Vielleicht . . . meinte er als Erklärung von Kersts Aeußerungen hinterher bei sich — empfand er plötzlich die Entfernung zwischen seiner eigenen und der elterlichen Behausung seiner Braut als zu gering. — Kersts Bitte um Abholung sämtlicher Einrichtungsgegenstände, belehrte ihn eines Tages, als er die Sache längst abgetan wähnte, eines anderen. Diese letzte Zeit war überhaupt reich an Ueberraschungen gewesen. Immer aufs neue kam ihm die ungeheure Veränderung zum Bewußtsein, die mit Kerst geschehen war. Statt des früheren Tändelns mit allen Dingen, welche erst ein geschlossener Wille zur wirklichen Arbeit umgestaltet hätte, zeigte Kerst nach dieser Reise voller Geheimnisse eine Zähigkeit und ein Interesse, die P. A. Krumbholz immer wieder in Erstaunen versetzten.

Zuweilen fühlte sich Krumbholz dadurch geradezu verwirrt. Wohl hielt er eine Umformung der Ansichten — einen Anstoß zur Umkehr nach schweren, inneren Geschehnissen, wie sie auch einst über ihn selbst hergefallen waren, durchaus für möglich. Daß sich dieser Wechsel aber auf sämtliche Angelegenheiten des äußeren Lebens mit beziehen könne, so daß ein freiwilliger Verzicht auf jeglichen, bisher als selbstverständlich erachteten Komfort daraus entspränge, das erschien ihm bei einem Menschen wie Jürgen von Kerst fast unglaubwürdig.

In der Folgezeit büßte der Chef des Stahlwerkes einen Teil seiner gönnerhaften Ueberlegenheit ein, unter welcher auch der wahre Kerst einst gelitten hatte — obschon er ihm die Berechtigung dazu nicht versagen konnte. — Der jetzige Kerst nahm sich fest vor, über Sachen, die er doch nicht zu erklären und aufzuklären vermochte, nicht weiter zu grübeln. Sein Vorsatz war, weder nach rechts noch nach links zu schauen. Rückwärtsliegende Dinge durften ihn vorläufig einfach nicht kümmern. Seine künftige Lebensstraße führte in schmalster Linie durch Oedland. Jedoch in schnurgerader Linie. Seine Lebensmelodie sang ihm die Arbeit. Einzig in der restlosen Hingabe an das, was er jetzt zu seiner Pflicht gemacht, fand er sein verlorenes Gleichgewicht wieder. Der unbeirrbare Wille, sich aufs genaueste und zuverlässigste hier einzuarbeiten, verlieh ihm einen Ernst, der seine . . . gebung zum Respekt zwang. Nach den Dienststunden mit P. A. Krumbholz als Gegenüber — nach den mannigfachsten Konferenzen und Beratungen inner- und außerhalb der Firma, ließ er sich von Direktor Wumbert in dessen Spezialabteilung „Amerikanischer Handel“ — einführen und erfüllte jede seiner Pflichten mit einem Eifer, der zugleich eine innere Zufriedenheit vortäuschte.

Was nebenher an Wunsch und Sehnsucht, Auflehnung, ja Widerwillen in ihm aufstieg, mußte unterdrückt werden.

Das war nicht leicht. Solange er arbeitete, erschien er durchaus frisch. In der Stille seiner Wohnung aber fiel er zusammen. Die Ungeheuerlichkeit seiner übernommenen Aufgabe preßte ihm die Brust ein. Erfüllt von Schwäche, lag er alsdann auf seinem Balkon und spähte nach dem Lietzensee hinüber, der von ein paar Rudern leise bewegt, seinen graugrünen Spiegel durch die hängenden Zweige sehen ließ.

Wunsch und Sehnsucht stiegen heimlich aus der Tiefe und über die Ufer des nüchternen Verstandes. Stürmten den Weg zu Ruth von Alvensbrink . . . Seitdem er sie gesehen — damals noch in halber Bewußtlosigkeit — ihre Stimme gehört — den Blick ihrer klaren Augen gefühlt — wußte er, daß keinem Mann die Liebe, an die er selbst bisher nicht geglaubt, erspart bleibe. Meinte zu wissen, daß solche Liebe keineswegs mit der Leidenschaft eins ist, die das glühend begehrte Objekt um jeden Preis an sich reißt — sondern mit der Treue, die so gewaltigen Widerschein wirft, daß sie die Geliebte zu sich zwingt.

Ob sich ihm in Ruth von Alvensbrink der Arzt oder das Weib genähert hatte, konnte er nicht herausbringen. Diese Ungewißheit brachte ihn langsam zu einer Empfindung, die er nicht als Qual erkennen wollte. Er fühlte dumpf, daß er niemals ergründen werde, wie sie einst zu dem wirklichen Kerst gestanden. Ob sie ihn gehaßt — leise verachtet oder insgeheim gar geliebt — die Stiefschwester beneidet oder bedauert habe. Rätsel — nichts als Rätsel!

(Fortsetzung folgt.)

Sieglindes Hose.

Natürlich ist es nicht die Sieglinde aus der germanischen Heldensage, von der uns keine Ueberlieferung berichtet, ob sie eine Hose getragen hat. Es ist auch nicht die von Richard Wagner, obgleich man annehmen kann, daß diese, zum mindesten im Privatleben, wenn sie gerade nicht den vorgeschriebenen Bettvorleger um die Magengegend hat, eine trägt.

Nein, es ist Sieglinde Welff, das anderthalb Jahre zählende Töchterchen meines Jugendfreundes, oder vielmehr, historisch getreuer, des Bruders meiner Jugendfreundin; denn er war damals alles andere, als mein Freund.

Sieglinde hört noch nicht auf ihren episch-musik-dramatischen Namen. Sie heißt noch „Maus". Aber das macht nichts.

Und die besagte Hose ist etwa auch nicht ihre einzige. Im Gegenteil, darum handelt es sich ja gerade.

Denn als das Malheur passiert war, wußten die Leute, die hinterher immer alles besser wissen, ganz genau, daß man zu solchen Gelegenheiten für so ein Kind mindestens drei Höschen mitnehmen müsse.

Und die drei Höschen waren nicht mitgenommen worden.

Wer war daran schuld?

Natürlich die arme Tante Johanna, die sonst durchaus bereit ist, ihr Herzblut für das Kind hinzugeben. Aber was macht man mit seinem Herzblut in einer solchen Situation?

Die Situation war so:

Die Großmama feierte ihren achtzigsten Geburtstag. Zu dieser Feier hatte der einzige Sohn, der etwas zur Unsterblichkeit der Familie beigetragen hatte, die Produkte dieser Wirksamkeit, soweit sie schon transportfähig waren, von Landshut bis nach Stuttgart gebracht. Das war der vierjährige Gunther und eben die vorliegende Sieglinde. Die Mama der beiden Nibelungensprößlinge konnte nicht mitkommen, da vor allzukurzer Zeit noch ein kleiner Siegfried angekommen war.

Hagen oder Volker wäre netter gewesen. Siegfried klingt schon seit geraumer Zeit doch nicht mehr zweifellos germanisch.

Der Papa hatte sich mutig auf den Weg gemacht, überzeugt von der Musterhaftigkeit seiner beiden Ableger. Aber die Tante Johanna, die schwer nervös ist und darauf großen Wert legt, war nach fünf Minuten näherer Bekanntschaft vom Gegenteil überzeugt. Denn es erhob sich beim Zubettbringen ein zweistimmiges Hunnengeheul, dessen Leitmotive unerschöpfliche Fundgruben für einen überzeugten Neutöner geboten hätten. Aber die Wirkung auf Tante Johanna war so negativ, daß Freund Oskar sich in seinem Vaterstolz heftig beleidigt fühlte.

Das war der Auftakt. Die Wiederholung erfolgte ein paarmal täglich, obgleich von keiner Seite ein da capo-Ruf laut wurde.

Nichtsdestoweniger kam der große Tag heran, und es sollte eine festliche Kaffeetafel im Schloßgarten-Café stattfinden.

Großtanten, Tanten, Vettern, Onkels und Basen aller nur denkbaren Lebensalter aus Stuttgart und Umgegend stellten sich ein und bewunderten Sieglinde alias Mausi, die dieser Betätigung mit ihren anderthalb Jahren verhältnismäßig hilflos ausgeliefert war. Gunther entzog sich ihr in einem unbewachten Moment durch die Flucht, was in Anbetracht seines Heldennamens nicht ganz vorschriftsmäßig war.

Und dann war Sieglindes Hose naß.

Sieglinde war sonst in dieser Hinsicht schon ziemlich mitteleuropäisch erzogen. Nur die Tanten waren nicht daran gewöhnt, ihr reizendes kindliches Stammeln rechtzeitig zu verstehen. Deshalb fühlte sich die kleine Strohhalbwaise auch in ihrem Bettchen meist nicht recht wohl.

Wer war nun in diesem Falle schuld? Sieglinde ganz gewiß nicht.

Aber wer dürfte deswegen mit Recht behaupten, daß Tante Johanna daran schuld war? So was kann nur ein Bruder übers Herz bringen.

Sieglinde war von Arm zu Arm gewandert und an zahlreiche Busen gedrückt worden. Das war vielleicht überhaupt nicht gut. Jedenfalls hatte Tante Johanna in der Flut der Entzückungsausbrüche nicht mehr feststellen können, ob Sieglinde etwas stammelte.

Also, die Hose war naß. Was nun?

Eine der Tanten sagte: „Man muß die Hose aufknöpfen, dann wird sie bald trocken sein."

Die zweite Tante sagte: „Man muß die Hose einfach zulassen, dann wird sie noch viel schneller trocken."

Die dritte sagte: „Man muß die Hose ausziehen und aufhängen, dann wird sie am allerschnellsten trocken."

Die vierte sagte „Ja, das schon, aber man muß sie vorher waschen."

Das war die Tante, die trotz ihrer fünzig Jahre noch Angst vor den Mädchenhändlern hat. Man hätte ihr also von vornherein jede praktische Erfahrung absprechen sollen.

Tante Johanna, die gar nicht versuchte, irgend welche Erfahrung zu heucheln, war im schwersten, doppelten Dilemma: Ausziehen — nicht ausziehen? Waschen — nicht waschen?

Inzwischen war das Kind in den nassen Höschen seelenvergnügt auf dem mit Kies bestreuten Wege zwischen den Tischen herumgerutscht. Nun sah es wirklich nicht mehr salonfähig aus, ganz abgesehen von der besonders feierlichen Gelegenheit.

Tante Johanna entschloß sich, das Höschen auszuziehen.

Sofort erhoben sich von verschiedenen Seiten Einwände, die jedoch andererseits erfolgreich bekämpft wurden durch Feststellung der Tatsache, daß man 30 Grad im Schatten hatte.

Tante Johanna entschloß sich sogar, das Höschen zu waschen. Auch dagegen hatten verschiedene Stimmen verschiedenes einzuwenden. Aber das Höschen war zweifellos sehr schmutzig und eine Säuberung jedenfalls nicht ganz unberechtigt.

Das kostete zehn Pfennige, denn man mußte dahin gehen, wo die Frau den ganzen Tag strickend auf Kunden wartet.

Sauber war die Hose nachher zwar nicht, aber jedenfalls unfraglich von oben bis unten naß, und man konnte nicht mehr darüber diskutieren, ob man sie jetzt dem Kinde anziehen solle oder nicht.

Aber die Frage, ob man sie hätte ausziehen dürfen, war noch lange nicht geklärt.

Denn das Kind saß nun ohne Höschen auf dem Wege im Kies.

Jetzt trat der Vater in die Aktion, und das hätte er eigentlich tun müssen, ehe die Hose ausgezogen war. Denn er flüsterte Tante Johanna mit sehr konzentrierter Energie zu, daß es unmöglich sei, das Kind ohne Höschen auf dem scharfen Kies herumrutschen zu lassen. Das könne unangenehme Komplikationen in gesundheitlicher Hinsicht ergeben.

Tante Johanna, die sich schon am entsetzlichen Ende des unschuldigen Kindes schuldig fühlte, nahm es freundlich auf den Schoß. Sie hatte ein nagelneues hellblauseidenes Kleid mit plissiertem Rock an, aber was tut man nicht alles einem Kinde zuliebe, für das man sein Herzblut opfern würde. Und nun wollte das undankbare Wesen nicht einmal stillsitzen. Es strampelte mit bestaubten Schuhen und kuchenfetten Händchen um sich. Es wollte in den Kies, trotz der drohenden Komplikationen, und als es sich von Tante Johanna gegen seinen Willen festgehalten fühlte, fing es das übliche Hunnengeheul an.

Das steigerte noch Papas Unwillen gegen Tante Johanna. Wozu sich eigentlich Leute, die notorisch keine Ahnung von Kindern hätten, ausgerechnet immer um anderer Leute kleine Kinder rissen?

Ja, und dann sagte noch die Tante, die hinterher immer alles besser wußte und bisher geschwiegen hatte:

„In diesem Falle muß man immer drei Höschen mitnehmen, dann kann gar nichts passieren."

Und das war entschieden der Trumpf.

Tante Johanna versank immer mehr in Verzweiflung.

Aber da war auch noch Tante Klara. Jetzt kam sie an die Reihe. Konnte sie nicht nach Hause gehen und die zwei fehlenden Höschen herbeischaffen?

Ja, aber welche? Die mit der Stickerei oder die Schlüpferchen? Mein Gott, die waren ja überhaupt alle in der Wäsche.

Da riet man ihr, zu Tietz zu gehen und ein Höschen käuflich zu erstehen.

Ja, aber was für eins?

„Ein weißes, das ist hübscher für so ein Kind."

„Nein, besser ein farbiges, das ist nicht so schnell schmutzig."

„Ein ganz leichtes für diese heißen Tage."

„Nein, lieber etwas Solideres, man hat nicht immer 30 Grad im Schatten."

Jemand gab Tante Klara eine Mark in die Hand.

Sie ging — und wußte bestimmt ganz genau, was sie besorgen sollte.

Eine der Basen hatte eine Prüfung in sozialer Fürsorge gemacht. Die setzte jetzt das Kind auf sein Sportwägelchen und fuhr es spazieren, hübsch in gehöriger Höhe über dem gesundheitsschädlichen Kies, und der Papa beruhigte sich etwas.

Da sagte die Großmama, die den Achtzigsten feierte, zu Tante Johanna:

„Aber Klara kann doch gar nicht in die Wohnung; sie hat ja keinen Schlüssel."

Die Tafel war nämlich sehr lang, und man konnte oben gar nicht verfolgen, was sich unten zutrug.

Tante Johanna fragte sanftmütig, ob sie denn nun heute wirklich für alles verantwortlich sei? Klara müsse doch selbst bedenken, daß sie einen Schlüssel brauche.

Jemand, der in der Mitte saß und nach oben und unten informiert war, klärte die Sachlage.

Die problematische Hose hing mittlerweile höhnisch grinsend auf einem Busch. Tante Johanna ging alle zwei Minuten hin und überzeugte sich, daß sie noch nicht trocken war, und die Herren an den Nachbartischen lächelten nachsichtig.

Die Festtafel trank indessen Kaffee und stellte fest, daß es doch sehr schwierig ist, mit kleinen Kindern umzugehen. Tante Johannas Nerven waren in völligem Aufruhr. Auf Kuchen verzichtete sie ganz, und ihren Kaffee teilte sie mit dem Hellblauseidenen; das war auch eine Komplikation, nach allem Vorhergegangenen, wie Zerquetschung des Plissees, Abdrücke von Fettfingern usw.

Nach einer Stunde kam Tante Klara zurück.

Ohne Hose.

Eine leichte weiße Hose habe sie bei Tietz nicht bekommen. Nur in einer kleinen Größe.

Ja, warum sie denn dann nicht eine dickere genommen habe oder eine farbige?

Worauf Tante Klara um ein Haar unliebenswürdig geworden wäre.

Die Sonne fing an unterzugehen, und die Hose war noch nicht trocken.

Der Nibelungenpapa fing an zu finden, daß es überhaupt verkehrt gewesen war, Sieglinde zuzumuten, an dieser achtzigsten Geburtstagskaffeetafel mitten in der Oeffentlichkeit stundenlang zu glänzen. Man hätte sie nur einmal herumreichen und dann nach Hause bringen sollen.

Aber sowohl Tante Johanna als auch Tante Klara fragten in einmütiger Empörung, wer denn an Mamas Achtzigstem hätte mit dem Kind zu Hause sitzen sollen?

Was von Tante Johannas Seite die Festgäste schwer in Erstaunen versetzte, wo sie doch das Kind so liebte und ihm sogar das neue Seidene geopfert hatte, ohne mit der Wimper zu zucken.

Endlich gelang es den selbstlosen Bemühungen dieser verkannten Tante Johanna, wenigstens die aufgehängte Hose trocken zu pflegen. Sieglinde konnte wieder angezogen werden. Zwei Tanten gaben dazu Hilfestellung, was der unzufriedene Papa wieder nicht sachgemäß fand, da die Mama zu Hause bei dieser Prozedur auch nicht sechshändig vorging.

Die einzige, die wirklich vergnügt war bei dieser seltenen Feier, war Sieglinde Welff, mit und ohne Hose. Die andern wälzten schwere Probleme von Kinderhosen, Tante Johanna war tief gekränkt von der Ungerechtigkeit ihrer nächsten Angehörigen, und Sieglindes Papa schwor, daß er zum ersten und letzten Male mit zwei so kleinen Kindern allein zum achtzigsten Geburtstag der Großmama gekommen sei.

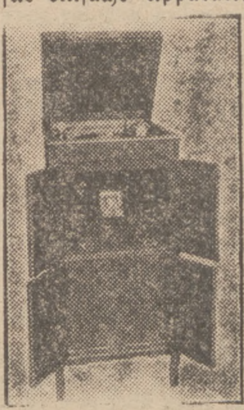
Und das ist entschieden das Zweifelloseste an der ganzen Geschichte. W. Sch.

„Lautsprecher" ade!

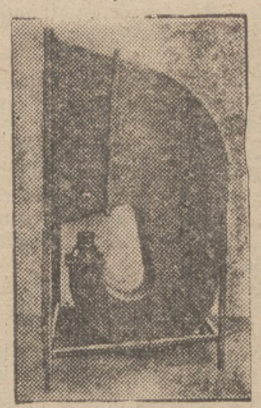
Es gibt nur noch „Schallstrahler".

Die derzeitige Berliner Funkausstellung weist interessante Neuheiten auf. Es gibt auf ihr eine Einrichtung des Reichspostzentralamts: zwei Fernsprechzellen sind durch Telephon und Fernseher miteinander verbunden. Man kann also beim Telephonieren seinen Partner durch den Fernseher beobachten.

Und dann ist die Tatsache zu verzeichnen, daß man immer mehr dem Fernempfang gerecht werden will. Neue metallisierte Schirmgitterröhren ermöglichen jetzt den Fernempfang auch für einfache Apparate. Die elektrischen Abstimmittel



Vereinigte Radio- und Schallplattenapparate.



Apparat für Wiedergabe von Tonfilmen.

sind außerordentlich verschärft worden, ohne daß man, wie in Amerika, gleich zu vier- bis sechsteiligen Kondensatorbatterien übergegangen wäre. Bei Schirmgitterempfängern braucht man infolge der riesigen Fernempfangsempfindlichkeit keine Hochantennen mehr. Trotzdem kann man Europa hören. — Bewundernswert sind auch neue kombinierte Grammophon-Radiogeräte. In Amerika gibt es schon längst keinen Radioapparat mehr, sondern nur noch Musikschränke. Hier ist ein Rundfunkempfänger mit dem elektrischen Grammophon und dem Lautsprecher zu einer geschmackvollen Einheit zusammengebaut, und man kann einfach vom Radioempfang auf Schallwiedergabe umschalten. Wer heute noch „Lautsprecher" sagt, kommt vom Mond. Es heißt jetzt „Schallstrahler". Und es gibt Tiefstrahler, Breitstrahler und gewöhnliche Schallstrahler. Für den Tonfilm kommen nur Kraftverstärker mit 25 und 50 Watt Endleistung in Frage in Verbindung mit Riesentiefstrahlern, die Schallenergien erzeugen können, um eine Fläche von einem Quadratkilometer und mehr mit Musik zu versorgen

Aus aller Welt.

Zehntausend Mark für die Lösung des Geheimnisses um Bux! Wer ist Bux? Bux ist der Held des neuen großen Zirkus-Romans vom Verfasser des „Klettermaxe", Hans Possendorf, der in der neuesten Nummer der „Münchner Illustrierten Presse" (Nr. 38) beginnt. — Dieses reichhaltige Heft enthält sehr interessante Aufnahmen von dem sensationellen Boxkampf um die Europa-Meisterschaft im Berliner Post-Stadion, in dem Franz Diener unterlag. — Nach Berlin führen uns sehr schöne Bilder vom Nachtleben auf dem Kurfürstendamm, der westlichen Hauptader der deutschen Metropole. — Fritzi Massary, die bekannte Operettenkünstlerin, wird in lustigen alten Aufnahmen gezeigt. — Wir nennen noch die Bilderserien aus der Garderobe des Völkerbundes und die Modernisierung des alten Märchens vom Rotkäppchen in einen modernen französischen Film. — Aus dem Hamburger Hafenviertel stammen die Bilder von Papa Haases Kuriositätensammlung. — Mit den angeführten Bilderseiten ist der Inhalt dieses reichhaltigen Heftes noch lange nicht erschöpft.

Aus unserem Raritätenkasten.

972.

Unser Blut braucht, um vom Herzen aus den ganzen Körper bis wieder zurück zum Herzen zu durchlaufen, nur etwa 22 Sekunden. Bei den Tieren ist diese Blutumlaufzeit natürlich der Größe nach ganz verschieden: Beim Pferd beträgt sie 31, beim Hund 15, bei der Ziege 14 und beim Kaninchen 8 Sekunden.

973.

In früheren Zeiten glaubte man, daß unsere Schlagadern, von denen wir ja wissen, daß sie das Blut vom Herzen in den Körper leiten, luftführende Röhren waren. Die Schlagadern haben nämlich eine eigene Muskulatur, die sich nach dem Tode noch zusammenzieht und das ganze Blut aus den Adern auspreßt, so daß man nach dem Tode die Schlagadern stets blutleer findet.

974.

Wenn unser Gehirn nur wenige Sekunden durch irgendeinen Umstand von der Blutzufuhr abgeschnitten wird, müssen wir sterben; Nieren und Leber können über eine Stunde lang ohne große Schädigung von der Blutzufuhr abgeschnitten sein; Haut, Knochen und Muskeln halten sogar eine mehrstündige Unterbrechung der Blutzufuhr ohne jede Schädigung aus.

975.

Der in unserem Blutgefäßsystem herrschende Blutdruck beträgt etwa 120 mm Quecksilber. Bei Arterienverkalkung und auch bei schweren Nierenerkrankungen (Nierenentzündung, Schrumpfnieren) kann dieser Druck bis auf 250 mm und höher steigen. Unsere Blutgefäßwandungen sind aber so fest und standhaft gebaut, daß sie einen 40—80 fach höheren Druck aushalten, ohne zu zerreißen.

Fröhliche Ecke.

Gattin (in einem Telegramm aus Marienbad): „Innerhalb von vier Wochen habe ich mein Gewicht um die Hälfte verringert. Wie lange soll ich noch bleiben?" — Gatte (zurückdrahtend): „Weitere vier Wochen!"

*

Gast: „Warum jagen Sie denn nicht die Katze aus dem Lokal?" — Kellner: „Ja, wissen Sie, wir haben heute Hasenbraten, und da sagte mir der Wirt, ich soll die Katze im Gastzimmer lassen, damit alle Gäste sie sehen können!"

*

Der Herr saß neben uns auf dem Rheindampfer. Von Bingen bis Bonn. Den Baedeker auf den Knien, den Bleistift gezückt. Und unaufhörlich machte er Eintragungen im Baedeker, strich aus, schrieb auf den Rand, unterstrich. Unaufhörlich. Von Bingen bis Bonn. Beim Aussteigen fragte ich ihn ehrfürchtig: „Gestatten Sie: Sie bearbeiten wohl eine neue Auflage vom Baedeker?" — „Nein. Ich reise bloß zu meinem Vergnügen!"

*

„Ich habe eben gehört, B.'s Vater sei in Chikago gestorben und habe ihm ein Vermögen von 50 000 Dollar hinterlassen. Stimmt das?" — „Jawohl, das stimmt. Nur ist es nicht sein Vater, sondern sein Bruder, der gestorben ist, und nicht in Chikago, sondern in Frankfurt, und der hat ihm nicht fünfzig-, sondern zweitausend hinterlassen, und nicht Dollar, sondern Mark, und nicht Vermögen, sondern Beerdigungskosten . . ."

*

„Denken Sie sich, neulich habe ich beim Rennen 100 Mark verloren!"

„Das verstehe ich nicht, rennen Sie doch nicht, gehen Sie doch langsam!"